

Wiederbefragt.

Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren*

Dori Laub und Johanna Bodenstab

Einleitung

Dieser Essay basiert auf unserer Teilnahme an Interviewsitzungen mit Holocaust-Überlebenden im Rahmen des Hagener Internationalen Sklaven- und Zwangsarbeiter Befragungsprojektes. Ein wichtiges Ziel unseres Teilprojektes bestand darin, Überlebende aufzuspüren, die bereits in den späten 1970er und den frühen 1980er Jahren von Dori Laub interviewt worden waren und aus deren Interviews das Fortunoff Video Archiv an der Universität Yale entstand. Wir wollten eine vergleichende Untersuchung zwischen den frühen und den kürzlich durchgeführten Zeugenaussagen durchführen. Leider erschwerte uns die dazwischen vergangene Zeit das Auffinden der früheren Interviewpartner sehr: Viele sind mittlerweile verstorben, zur Pflege für ihre Kinder gezogen oder so krank, dass sie kein Interview mehr geben können. Schließlich waren unter den 20 Überlebenden, die im Herbst 2005 und im Frühjahr 2006 interviewt wurden, acht, die vorher bereits von Dori Laub interviewt worden waren.¹

Wenn wir uns die Verschiebungen und Unterschiede zwischen den beiden Interviewfolgen ansehen, zwischen denen mehr als 25 Jahre lagen, werden drei Aspekte deutlich, in denen wesentliche Veränderungen stattgefunden haben. Der *erste* ist das Holocaust-Bewusstsein. Eine Reihe von Hinweisen markiert in den letzten Interviews, dass in den vergangenen 30 Jahren in den Vereinigten Staaten eine wesentliche Veränderung im öffentlichen Bewusstsein in Hinsicht auf den Holocaust stattgefunden hat.

* Der folgende Aufsatz erscheint in Kürze in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): *Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit*, Wien (Böhlau Verlag). Vgl. auch die redaktionellen Hinweise zum Beitrag von Alexander von Plato in diesem Heft.

1 Die früheren Interviews von Eva B. (HVT-1), Leon W. (HVT-2), Shifra Z. (HVT-11), Helene R. (HVT-15), Zoltan G. (HVT-35), Sidney G. (HVT-38), Ralph F. (HVT-110), Leo G. (HVT-158) liegen heute im Fortunoff Video Archiv der Universität Yale. Ursprünglich waren sie im Rahmen des Filmprojektes über Holocaust-Überlebende aufgenommen worden. Auch von Joseph K. (HVT-61) und Zahava S. (HVT-301) können frühe Interviews gefunden werden, aber sie wurden nicht von Dori Laub geführt. S. auch Laub, Dori und Nanette C. Auerhahn (Hg.): *Knowing and Not Knowing the Holocaust*. (= *Psychoanalytic Inquiry*, Band 5, Number 1, 1985); Laub, Dori und Nanette C. Auerhahn: *Failed Empathy – A Central Theme in the Survivor's Holocaust Experience*. In: *Psychoanal. Psychol.*, 6 (1989), 377-400; Laub, Dori: *Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening*. In: Felman, Shoshana und Dori Laub: *Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*. New York and London 1992, 57-74; Laub, Dori: *An Event without a Witness, Truth, Testimony, and Survival*. In: Felman und Laub, a.a.O., 75-92 und Laub, Dori: *Testimonies in the Treatment of Genocidal Trauma*. In: *Journal of Applied Psychoanalytic Studies*, Band 4, Nr. 1, Januar 2002, 63-87.

Diese Veränderung bildet nicht nur einen gesellschaftlichen Kontext für die Erzählungen der Überlebenden, der im öffentlichen Raum zuvor nicht vorhanden war, sondern hat auch die Fähigkeit der Interviewten beeinflusst, Zeugnis abzulegen, weil sie heute zu ihrer Identität als Überlebende und Zeitzeugen stehen.

Der *zweite Unterschied* ist ein biografischer. Ihre Aussagen machten die Interviewten an zwei unterschiedlichen Punkten ihres Lebens. In den späten 1970er und frühen 1980er Jahren waren sie in ihren Berufen oder Geschäften gut etabliert, ihre Kinder waren im College oder standen kurz vor dem Auszug, um woanders zu studieren. Heute sind die Interviewten Rentner mit erwachsenen Kindern und in den meisten Fällen auch Enkelkindern. Es scheint, als habe sich die Fähigkeit, sich auf ihre Vergangenheit zu beziehen, mit dem Alter verändert. Überraschenderweise sind die Erinnerungen in den meisten Fällen nicht mit dem Alter verschwommen oder haben altersbedingte Verluste erlitten. Nur Sidney G. brachte die Reihenfolge der Lager durcheinander, in denen er inhaftiert war, was uns gegen Ende des Interviews klar wurde, als wir uns die Dokumente ansahen, die er mitgebracht hatte. Eher war die Vergangenheit jetzt viel lebendiger in unseren Interviewten als zum Zeitpunkt unseres ersten Interviews. Diese Veränderung ist aus einem psychoanalytischen Blick besonders interessant, weil sie darauf hindeuten könnte, dass es unseren Interviewten gelungen ist, ihre oftmals sehr traumatischen Erfahrungen im Laufe ihres Lebens besser zu integrieren. Selbstverständlich ist dieser lebenslange Prozess des „Durcharbeitens“ mit dem sozialen „Klima“ verwoben, das die Überlebenden umgibt, aber es spricht auch für die Intensität ihrer Erinnerungen und die emotionale Kraft der meisten Gesprächspartner, die mit einer entsetzlichen Vergangenheit leben. Das Interview mit Ralph F. ist das einzige, das abgekürzt werden musste, weil die emotionale Wirkung den Überlebenden zu überwältigen drohte.

Der *dritte Vergleichspunkt* ist die Dynamik des Interviews selbst. Da beide Interviewfolgen von derselben Person durchgeführt wurden, lassen sich Veränderungen beziehungsweise eine Weiterentwicklung der Technik beobachten. Natürlich ist der Ausgang eines Interviews immer davon abhängig, inwieweit es dem Interviewer gelingt, dass sich der Interviewte auf das Gespräch einlässt, sowohl durch Fragen als auch durch sein Zuhören. Aber neben diesen Variablen gibt es in den letzten Gesprächen ein dem Interview zugrunde liegendes Verständnis des Interviewers von der „Zeugenaussage“ als Erzählform, das zur Zeit der ersten Videointerviews mit den Holocaust-Überlebenden noch nicht existierte, ein Verständnis, das sich über viele Jahre des Interviewens, des Theoretisierens und der Supervision entwickelt hat.

In dem vorliegenden Beitrag werden wir diese Elemente der Veränderung weiter ausführen, die sich in der Praxis überschneiden und verbinden. Die erzählerischen Umgestaltungen, die über die letzten 25 Jahre stattgefunden haben, sollten nicht nur einem dieser Faktoren auf der Seite des Interviewers zugeschrieben werden. Sie sind eher eine Folge komplexer Veränderungen nicht nur der Gesellschaft, in der die Interviewten leben, sondern auch in deren Leben und können selbst im Verlauf des Interviews noch stattfinden.

Veränderte Erzählungen. Verschiebungen im Kontext eines sich entwickelnden öffentlichen Diskurses über den Holocaust

Vor 25 Jahren haben unsere Interviewten aus einer relativen Isolation heraus gesprochen, während ihre Zeugenaussagen heute im Zusammenhang eines viel weiter gefassten Diskurses stehen. Es lässt sich nicht abgrenzen, in welchem Ausmaß das erhöhte öffentliche Bewusstsein über den Holocaust unseren Interviewten geholfen hat, ihre Identität als Holocaust-Überlebende zu formen, und in welchem Ausmaß die Aussagen der Überlebenden geholfen haben, dieses öffentliche Bewusstsein über den Holocaust überhaupt erst zu wecken. Mit Sicherheit kann allerdings gesagt werden, dass eine Wechselwirkung besteht. Institutionen wie das Holocaust Memorial Museum in Washington oder das Museum of Jewish Heritage in New York, akademische Institute wie das Genocide Studies Program der Universität von Yale oder das Strassler Family Center for Holocaust and Genocide Studies der Clark University existierten zur Zeit unserer ersten Interviews nicht, von Interview-Initiativen wie dem Fortunoff Video Archiv an der Universität von Yale oder Steven Spielbergs Shoah Foundation ganz zu schweigen. Das Interesse dieser Institutionen gilt nicht nur dem Holocaust als historischem Ereignis, als einem Paradigma eines Genozids oder der jüdischen Katastrophe, sondern insbesondere auch den Überlebenden selbst als Augenzeugen dieser Geschichte. Auch wenn Historiker noch immer über die Relevanz von Überlebendenberichten für ihre Forschung und für die Geschichtsschreibung des Holocaust diskutieren,² stützen sich viele öffentliche und jüdische Schulen in den Vereinigten Staaten auf die persönlichen Berichte von Überlebenden, wenn sie „den Holocaust unterrichten“.

Tatsächlich erwähnen einige der von uns Interviewten, dass sie regelmäßig von Schulen eingeladen werden (Helene R., Sidney G., Shifra Z. – auch Joseph K.). Sie erleben die Begegnungen mit jungen Menschen als befriedigend und verleihen ihrer Hoffnung Ausdruck, dass zukünftige Generationen aus diesem Unterricht Einsichten sammeln, um weitere Genozide zu verhindern. Allem Anschein nach sind sie überzeugt, einen wichtigen Beitrag zur Zukunft zu leisten, wenn sie ihre Vergangenheit erzählen. Ihre Erfahrung wird also nicht nur durch das entgegengebrachte Interesse, sondern auch durch die kollektive Bedeutung aufgewertet.

Unsere Interviewten sind als Überlebende „gefragt“, zugleich haben sie auch mehr Interesse an sich selbst als Überlebende. Shifra Z. engagiert sich in einem Komitee,

2 Während Historiker wie Raul Hilberg und Lucy S. Dawidowicz Zeugenaussagen von Überlebenden als unzuverlässige Quellen ansehen, hat Saul Friedländer als Überlebender und Historiker seine Arbeit zwischen Geschichte und Erinnerung angesiedelt (eine kurze Diskussion dieser Position s.: Young, James E.: *Between History and Memory. The Uncanny Voices of the Historian and Survivor*. In: *Passing into History: Nazism and the Holocaust beyond Memory*. In Honor of Saul Friedländer on his Sixty-Fifth Birthday. Edited by Gulie Ne'eman Arad. (= *History and Memory. Studies in the Representation of the Past*. Band 9, Nr. 1 und 2, Herbst 1997. Omer Bartov (Inside, Outside. In: *The New Republic*. April 10, 2000) und Christopher Browning (Nazi Policy, Jewish Workers, German Killers. Cambridge, New York, Melbourne 2000) haben ebenfalls versucht, eine Methode zu entwickeln, die es ihnen erlaubt, die Berichte Überlebender einzubinden, ohne die Genauigkeit ihrer Forschung in Gefahr zu bringen. 2000. S. auch Jan T. Gross' exemplarische Studie über die Ermordung der Juden des polnischen Dorfes Jedwabne (Neighbors. The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland 2002). Für eine sehr skeptische Diskussion über die Diskurse von Historikern und Überlebenden s. auch Annette Wieviorka (Wieviorka, Annette: *The Era of the Witness*. Translated from the French by Jared Stark. Ithaca and London 2006, 96-144). Hier wird das sich herausbildende Bewusstsein für den Holocaust und die es begleitenden Diskussionen in den Vereinigten Staaten beschrieben.

das jährliche Gedenkfeiern für die ermordeten Juden organisiert und hilft, das Holocaust-Denkmal in New Haven instandzuhalten. Leon W. hat eine sorgfältig recherchierte Denkschrift verfasst, um seine persönliche Erfahrung in der Geschichte des Lodzer Ghettos zu verankern. Eva B. ist aktives Mitglied einer Organisation von überlebenden Kindern. Alle Interviewten machen sich Sorgen, dass der Holocaust mit ihrem Tod in Vergessenheit geraten könnte. Sie spüren die Notwendigkeit, ihre Geschichte aufzeichnen zu lassen. Sie wollen Teil der Zukunft sein, in die Geschichte eingehen, aber sie haben auch das Bedürfnis dazuzugehören, und sie spüren, dass das am besten in der Gemeinschaft mit anderen befriedigt wird. Es scheint eine besondere Verbindung unter Überlebenden zu geben, geschmiedet durch die gemeinsame Erfahrung des Holocaust. In dieser Hinsicht sind Organisationen Überlebender, die soziale Ereignisse und gemeinsame Feste an Feiertagen ausrichten, eine große Unterstützung und eine Art Ersatzfamilie. Das ist über die Jahre immer wichtiger geworden, da es unter den Überlebenden ein geschärftes Bewusstsein dafür gibt, dass sie Spezies einer „aussterbenden Gattung“ sind.

In gewissem Ausmaß ist das Interesse unserer Interviewten an sich selbst als Überlebende sicherlich auch durch Fragen ihrer Kinder und Enkelkinder ausgelöst worden. Die Holocaust-Forschung richtet ihr Augenmerk nun auch auf die „Zweite Generation“; das hat es vor 25 Jahren noch nicht gegeben. In vielen Fällen übertragen die Eltern ihre Traumata auf ihre Kinder, die sie ausleben. Dieses Problem hat nicht nur interessante neurobiologische Forschungen ermöglicht, sondern auch psychoanalytische Literatur³ und Kunstwerke von Angehörigen der Zweiten Generation⁴. Einige der von uns Interviewten haben versucht, ihre Kinder vor ihrer Holocaust-Erfahrung zu schützen. Leo G. sagte aus, er habe sehr große Angst vor der emotionalen Wirkung, die seine Erfahrungen auf seine Kinder und Enkelkinder haben könnte. Deswegen zögert er, sie damit zu belasten. Bis zum heutigen Tag kämpft er mit ihren wiederkehrenden Fragen, da er sich nicht sicher ist, ob er ihnen seine Geschichte vermitteln kann und ob sie ihn verstehen werden. Auf der anderen Seite steht Zoltan G., der mit einer seiner Töchter zu uns kam und nicht zögerte, in ihrer Gegenwart eine sehr ausführliche Beschreibung seiner schrecklichen Erfahrungen in Auschwitz abzugeben.

Zweifellos sind unsere Gesprächspartner als Überlebende selbstbewusster geworden. Das heißt nicht, dass sie mit ihrer Vergangenheit jetzt besser zurechtkommen als zur Zeit der ersten Interviews. Aber sie müssen die Realität ihrer Erfahrung während des Holocaust nicht mehr hinterfragen. Zeugnis abzulegen ist zu einem respektierten gesellschaftlichen Diskurs geworden, der seine individuelle Ausprägung in der persönlichen Stimme eines Individuums auf der Reise nach Selbstentdeckung findet. In der letzten Interviewserie sind diese persönlichen Stimmen jedoch manchmal vom historischen Diskurs übertönt worden. Die Erinnerung an die persönliche Erfahrung wurde durch die sie überwölbende historische Erzählung umhüllt. Das trifft besonders auf das Interview mit Leo W. zu, der im Verlauf des Schreibprozesses seiner eigenen Memoiren offensichtlich viel Forschungsarbeit über die Geschichte des Ghettos von Lodz geleistet hat. An manchen Stellen mischt sich in seiner Erzählung das Wissen,

3 Bergmann, Martin and Jucovy, Milton (Hg.): *Generations of the Holocaust*. New York 1990.

4 Spiegelman, Art: *Maus. A Survivor's Tale*. New York 1986 und Spiegelman, Art: *Maus. A Survivor's Tale II: And here my troubles began*. New York 1991.

das er sich durch seine Studien angeeignet hat, mit dem Wissen seiner Erfahrung. An anderen Stellen scheint die überwölbende historische Erzählung die Funktion eines Schildes innezuhaben, das ihn vor seinen persönlichen Erinnerungen schützt. In solchen Momenten befand der Interviewer, er müsse Leon W. wieder auf seine persönliche Erzählung zurücklenken. Es war, als müsse ein Schutzmantel wieder und wieder gelüftet werden, bis es Leon W. gelang, sich auf seine Vergangenheit in einer intimen Weise zu beziehen, die weniger durch den historischen Diskurs bestimmt wird.

Veränderungen im Leben der Interviewten und ihre Wirkung auf die Erzählung

Bisher haben wir die Zeugenaussage in ihrer Resonanz auf die gesellschaftlichen und historischen Umstände angesprochen, in denen sie entsteht. Doch da wir das Zeugnis nicht nur als ein Produkt seiner Zeit, sondern auch als einzigartige Erzählung einer persönlichen Erfahrung auffassen, müssen wir uns ebenso mit den biografischen Faktoren beschäftigen, die zu den erzählerischen Verschiebungen und den Veränderungen der narrativen Gestalt als Ganzer beitragen.

Ein Vergleich der beiden Zeugnisse von Leon W. zeitigt ein überaus komplexes Beispiel solcher Verschiebungen. Sein erstes Zeugnis – das als zweites Videointerview gilt, das überhaupt je von einem Holocaust-Überlebenden gemacht wurde –, dauerte etwa eine Stunde und berührt die meisten Aspekte seiner Erfahrungen nur leicht, ohne sie näher zu beschreiben. Es umgeht die Erfahrung von vier Jahren im Ghetto von Lodz. Die einzige Erinnerung, die er ganz darlegt, ist der Hunger, den er in diesen Jahren erlitten hat, und wozu dieser ihn getrieben hat: „Die Tage war Hunger das einzige Gefühl.“ Nachts stand er auf und schnitt sich heimlich eine Scheibe Brot von der Ration seiner Schwester ab. Rückblickend mochte er kaum glauben, dass er je zu einer solchen Tat fähig gewesen sein konnte, und fühlte sich extrem schuldig. Niemand aus seiner Familie hat überlebt, auch die bestohlene Schwester nicht. Sein letztes Interview dauerte zweieinhalb Stunden. Er hatte gezögert, sich darauf einzulassen, da er gebrechlich ist und Angst hatte, sein Erinnerungsvermögen könne ihn im Stich lassen. Als der Interviewer, Dori Laub, ihn auf die gestohlenen Brotationen ansprach, sagte Leon W., dass es seine Mutter gewesen sei, von der er sie gestohlen habe, denn als Jugendlicher sei er davon überzeugt gewesen, seine Eltern seien unangreifbar, sein Diebstahl könne ihnen nichts anhaben. „Es würde ihnen nicht schaden.“ Auch wurde deutlich, dass das Bestehlen der Mutter noch sein kleinster Brotdiebstahl im Ghetto war. Nachts fischte er Brote durch die offenen Fenster von einem Regal, auf das die für die Ghettobewohner frischgebackenen Brote zum Abkühlen gelegt wurden. Als jemandem auffiel, dass Brote verschwanden, wurden die Fenster vergittert. Leon musste seine Methode verfeinern: Nun befestigte er ein Messer an einem Stock, um die Brote durchzuschneiden und sie scheibenweise durch die Gitterstäbe zu ziehen. Er betonte, dass er nicht zu seinen eigenen Gunsten gestohlen hätte, sondern um seine ganze Familie zu ernähren. Als er in einer der Ghettobäckerien arbeitete, füllte er heimlich einen Beutel mit Mehl, den er am Ende der Schicht herausschmuggelte und seiner Mutter mitbrachte. Das machte er so lange, bis man ihn erwischte. Nach kurzer Inhaftierung wurde er zum „Fäkalisten“ degradiert, musste die Außentoiletten des Ghettos sauber halten und die Exkreme zur Grube abtransportieren.

Die Veränderungen, die in den beiden Videointerviews aufgezeichnet wurden, sind in der Tat bemerkenswert: Eine Verschiebung von der Schwester zur Mutter hat stattgefunden; die Erfahrung des Hungers ist unmittelbarer; die Strategien, an Nahrung zu kommen, sind viel durchdachter und weniger auf ihn selbst bezogen. Dies wird von einer ausgeprägten Veränderung in der Haltung des Überlebenden zu seinen eigenen Handlungen begleitet: Im ersten Interview gibt er sich schmallippig und scheint niedergedrückt von seiner Scham. Im letzten Interview spricht Leon W. dagegen von sich als vom Brotdieb mit Freude, und er ist stolz auf seine Gerissenheit.

Es ist durchaus möglich, diese bemerkenswerte Veränderung als Anzeichen der sich wandelnden öffentlichen Haltung gegenüber dem Holocaust zu interpretieren, die wir bereits kommentiert haben. Während sich Leon W. im ersten Interview als jemanden beschreibt, der von seinem Hunger um den Verstand gebracht wird und seine Familie bestiehlt – eine persönliche Tragödie –, sieht er im letzten Interview seinen Diebstahl recht locker, hat dieser sich doch als Teil der Geschichte des Ghettos von Lodz in einen Akt des Widerstands verwandelt. Der Brotdieb ist zu einer historischen Figur geworden und hat den Überlebenden von seiner Scham befreit. Eine neue narrative Freiheit hat sich für Leon W. aufgetan, und er kann von seinen Diebstählen im Ghetto viel ausführlicher berichten.

Doch beruht sein geschärftes Bewusstsein des historischen Diskurses auch auf den Studien, die er parallel zum Schreiben seiner Memoiren betrieben hat. Seit seiner Pensionierung hat Leon W. mehr Zeit, über seine Vergangenheit nachzudenken. Ein weiterer Aspekt seines fortgeschrittenen Alters ist die Fähigkeit, auf sich selbst als jungen Mann zurückzublicken, der er nicht mehr ist. Nichts davon traf zu, als er Ende der 1970er Jahre seinen ersten Zeugenbericht ablegte. Die mit einem Abstand von 25 Jahren aufgezeichneten Interviews lassen uns Blicke auf dieselbe Person in verschiedenen Lebensabschnitten werfen. Allgemein gesagt gilt dies für alle Interviewten: Sie sind in der Zwischenzeit näher ans hohe Alter gerückt. Das bedeutet auch, dass sich ihre Position innerhalb der Familie verändert hat: Ihre Kinder sind erwachsen, es gibt eine Generation von Enkelkindern, und einige haben ihre Partner nach vielen Ehejahren verloren (Helene R., Eva B.). Unserem Eindruck nach haben sich diese biografischen Umstände auch auf die Art niedergeschlagen, wie sich die Interviewten auf die Vergangenheit beziehen.

Der Unterschied macht sich in der narrativen Gestalt ihrer Interviews bemerkbar. Verändert haben sich das zugrunde liegende Verhältnis zur eigenen Vergangenheit und die emotionale Beteiligung an der eigenen Zeugenaussage. In gewissem Ausmaß hat das sicherlich mit einer anderen Zeitökonomie in der Rentenphase zu tun, deren verlangsamtes Tempo mehr Zeit für Kontemplation bietet. Außerdem wird man durch den Anblick seiner Kinder und Enkelkinder an sich selbst in einem jüngeren Alter erinnert und kann sich anders auf seine Eltern beziehen, selbst wenn man weiß, dass man selbst ein Alter erreicht hat, das sie nicht mehr erleben durften (Leon W.). Es ist bekannt, dass für ältere Menschen die Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht mehr so relevant ist. Diese Tendenz ist nicht notwendigerweise ein Zeichen für Desorientierung oder mentale Verwirrung. Es ist eher so, dass die Gegenwart für die Vergangenheit im Alter durchlässiger wird, was in jüngeren Jahren nur selten zutrifft. Während die Vergangenheit einen größeren Teil ihres Alltagslebens einnimmt, gewährt ihnen ihre neue familiäre Situation Gelegenheiten, die Vergangenheit emotional durchzuarbeiten.

In den frühen Interviews schienen die Überlebenden von mächtigen, noch nicht kontextualisierten Fragmenten ihrer eigenen Vergangenheit bombardiert zu werden, was ihnen im Verlauf ihrer Erzählung nicht ganz bewusst wurde. Beim Ablegen ihrer Zeugenberichte schien es, als könnten die Grenzen zwischen der Vergangenheit und dem Leben zur Zeit des Interviews beschädigt werden oder sich sogar ganz verflüchtigen. Affekte kamen sehr viel unerwarteter, sie wühlten die Interviewten auf und verwirrten sie; meine Gesprächspartner distanzieren sich von der Erzählung und steuern so gut wie nichts zu ihrem Fortgang oder ihrer Ausschmückung bei.

Die Erinnerungen waren fesselnd in ihrer Unmittelbarkeit, voller Farbe und verdunkelten doch alles: Ein belgischer Gefangener, der sein Essen gegen Tabak eintauscht, nur um ihn auf einmal aufzurauchen und sich dann in der Latrine aufzuhängen (Zoltan G.); ein Freund, der seine Pulsadern kurz vor der Befreiung aufschneidet, aber von dem überlebenden Zeugen bandagiert wird, der ihm nicht erlaubt zu sterben (Leon W.); das Vergnügen, als einer der deutschen Aufseher nach der Befreiung von Lagerinternierten erschossen wird (Leon W.), und die Freude beim Anblick der Leiche eines von alliierten Bomben getöteten SS-Mannes; eine Mutter, die zu ihrem Sohn sagt, der ohne Familie aus dem Ghetto hätte fliehen können: „Komm mit uns. Wenn wir sterben müssen, so sterben wir zusammen.“ (Die ganze Familie wurde nach Auschwitz deportiert.) (Zoltan G.); die unbändige Wut nach dem Krieg, der übermächtige Wunsch zu töten (Zoltan G.).

In diesen frühen Erzählungen scheint die Zeit auf Eis zu liegen. Es ist, als würde alles gleichzeitig stattfinden. Eine Erzählperspektive, die die geschilderten Ereignisse in die Vergangenheit verweist, fehlt. Der Zuhörer geht mit einem rohen Gefühl davon: Es geht alles immer weiter, als ob es nie geendet hätte. Zugleich bleibt ein die Erzählung durchdringender Eindruck großer Verwundbarkeit. Die Überlebenden scheinen im Bombardement ihrer Erinnerungsfetzen zu stehen. Ihre Zeugenberichte legen sie unter enormem Druck ab, als würden sie geduckt vor dem Bombenhagel weglaufen. Sie scheinen keine Zeit zu haben: Sie eilen durch ihre eigenen Erfahrungen hindurch, als wollten sie die Berührung minimieren und Gefühle und Reflexionen vermeiden. Es ist, als würde Anhalten, Umhersehen, Fragen erneut zum tödlichen Ausbluten führen. Es würde ein ganzes Leben dauern, ihre Geschichten zu erzählen. In ihren Leben gibt es keine solche Zeit.

Es gibt zahllose Erwähnungen von körperlichem Verfall, Tod, Leichen, Verschwinden, Schlägen in der Öffentlichkeit und öffentlichen Erhängungen, aber Entsetzen und Trauer, von denen man erwarten würde, dass sie solche Beobachtungen begleiten, sind nichts als Worte – ohne emotionalen Widerhall auf die Erfahrungen, auf die sie sich beziehen.

Überlebende sind sich ihrer eigenen Distanz bewusst und beschreiben, dass sie während des Großteils ihrer Verfolgung in einem entrealisierten Zustand gelebt haben. Sie hatten das Gefühl, dass sich dies alles nicht wirklich zutragen könne. Sie lebten betäubt in einer Zwielflichtzone. Selbst die Befreiung war ein Nicht-Ereignis: „Ich glaube nicht, dass ich übergücklich war, am Leben geblieben zu sein“, sagte Leon W.; und als er gefragt wurde, was er im Moment der Befreiung gedacht habe, gab er zur Antwort: „Essen“. Für ihn war Hunger die alles beherrschende, alles betäubende Empfindung. Die Distanzierung überdauerte den Krieg. Viele Überlebende sprechen von ihren Parallelleben, ihrer Doppelsexistenz: Auf der einen Seite gelingt es ihnen, hier und jetzt zu funktionieren und ihr Leben zu leben, wenngleich freudlos,

auf der anderen Seite sind sie noch immer „dort“, bleiben Gefangene der Vergangenheit. „Es ist“, wie Leon W. in seinem ersten Interview formulierte, „immer etwas in meinem Hinterkopf.“ Häufig gibt es keinen Wunsch, Brücken zwischen diesen parallelen und voneinander getrennten Leben zu bauen. Die Welten müssen von den Überlebenden auseinander gehalten werden, damit sie leben können.

Diese psychologische Trennlinie zwischen der Vergangenheit des Holocaust und dem Leben, das sie sich nach der Emigration aus Europa geschaffen haben, kennzeichnet das erste Zeugnis von Zoltan G. Obwohl es bei ihm zu Hause aufgenommen wurde, gibt es so gut wie nichts von der Person preis, die er nach der Befreiung geworden ist. Es gibt keine Referenzpunkte jenseits seiner Holocaust-Erfahrung, die ein Verbindungsgewebe schaffen und einen Kontext für seine Erzählung liefern würden. Die Interaktion zwischen ihm und den Interviewern ist sehr herzlich, aber ihr liegt auf beiden Seiten eine Unsicherheit über die wechselseitigen Erwartungen zugrunde. Er teilt den Interviewern seine Erinnerungen in Stakkato mit. Zoltan G. beschreibt, wie er sich als Jude unter ungarischer Besatzung fürchtete, auch nur die Straße zu überqueren; wie er von einem Gendarmen zusammengeschlagen wurde; seine Wut auf die anderen Juden, denen der gute Rat starker Führer fehlte, die sich so ängstlich an ihr Leben klammerten, kein Risiko eingingen und sich nicht wehrten; Schamgefühle angesichts dieser Passivität; seine Isolation als einer der jüngsten Gefangenen in Auschwitz; seine Wut und Bitterkeit nach dem Krieg; sein Hass auf die Deutschen, die vor dem Holocaust für ihre Bildung berühmt waren. Oft begleitet die Beschreibung schwieriger Gefühlslagen ein Lächeln, das bei diesen intensiven Affekten merkwürdig deplatziert wirkt.

Im letzten Interview mag Zoltan G. sehr wohl die Spuren seiner Wut in seinem alternden Gesicht tragen, und seine Erzählung schnürt er hier und dort noch immer mit diesem merkwürdig deplatzierten Lächeln zusammen. Doch konzentriert er sich nicht mehr so sehr auf die Beschreibung von Gefühlen, die mit der Gegenwart keine Berührungspunkte haben. Seine Erinnerungen sind lebendig, sie ergreifen und erschüttern den Zuhörer. Ganz besonders trifft das auf den Bericht über all das zu, was er als Lagerinternierter gegessen hat, um seinen Hunger zu besiegen. Das harmloseste Nahrungsmittel waren wohl noch die Birnen, die ein ansonsten brutaler SS-Mann dem jungen Zoltan als Belohnung für gute Arbeit in der Auschwitz-Landwirtschaft gab. Die Internierten aßen Hunde und Katzen, und Zoltan half, sie zu häuten. Einmal half er, ein Pferd zu schlachten, und behielt einen Huf für sich, auf dem er wochenlang herumkaute. Ein anderes Mal häutete er eine Kuh, die sich auf einem vereisten Pfad ein Bein gebrochen hatte; er nahm ein großes Stück rohes Unterhautfett an sich und trug es lange unter dem Hemd, um seine Brust zu wärmen und etwas Essbares bei sich zu haben. Er kratzte die Reste zerdrückter Zuckerrüben von den Wänden eines Güterwagens, in dem er mit anderen Internierten gegen Ende des Krieges transportiert wurde. Einige dieser Nahrungsmittel hatte er schon in seinem ersten Zeugenbericht erwähnt, aber erst im zweiten Interview stoßen wir auf eine narrative Verdichtung seines Hungers, die zugleich den Schrecken des halbverhungerten Zustandes von Zoltan G. im Lager enthüllt und die Extreme, zu denen der Hunger ihn und die anderen Insassen getrieben hat. Während dieser mehr als abenteuerliche Speiseplan seinen Zuhörern die tiefe Kluft bewusst macht, die sie trennt von dem Überlebenden und der Realität, an die er sich erinnert, bleibt Zoltan G. während des Interviews ganz bei sich

selbst als verhungern dem Internierten und kommentiert, was er aß, sogar zwischendurch mit einem „War gut“.

Doch war unser Interviewpartner nicht nur bemerkenswert präsent als der Junge, der er einmal gewesen war. Er kam in Begleitung seiner Tochter Vivian zur Interviewsitzung; sie wurde gegen Ende der Aufnahme lebhafter, als ihr Vater auf sein Leben nach dem Krieg, seine Karriere und Familie zu sprechen kam. Die Interaktion zwischen den beiden brachte eine ganz andere Seite Zoltan G.s zum Vorschein: Es war offensichtlich, wie sehr er seine Tochter liebte, die er zärtlich und spielerisch neckte. Hier war ein Mann, der unglaublich einnehmend mit seinem Kind umging, von dem er völlig bezaubert war. Zoltan, der liebende Vater, existierte Seite an Seite mit Zoltan, dem verhungern den Jüngling.

Seine emotionale Vielschichtigkeit manifestierte sich auch in seiner Beziehung zu den Deutschen und zu Deutschland: Er erwähnte wieder seinen Hass auf die Deutschen unmittelbar nach dem Krieg, und dass er fand, jeder einzelne Deutsche über fünf sollte umgebracht werden. Aber er erwähnte auch stolz, dass er in der Schule Sütterlin gelernt habe und bis heute in die deutsche Sprache verliebt sei. In den 1990er Jahren ist er nach Deutschland gereist, wobei er die Orte seiner Verfolgung vorsichtig mied. Es scheint, als habe weder sein Hass seiner Liebesfähigkeit etwas anhaben können, noch habe seine Liebe seinen Hass auslöschen können. So widersprüchlich das auch sein mag, sie existieren nebeneinander in derselben Person, die imstande ist, alles in einer Erzählung zusammenzuhalten.

In seinem letzten Interview ist Zoltan G. offensichtlich viel näher an dem Elend und der Degradierung seiner Erfahrung als Lagerinsasse. Vielleicht haben seine psychologischen Verteidigungsmöglichkeiten, die dem Ego helfen, Gedanken und Ereignisse, die es infrage stellen,⁵ mit dem Alter nachgelassen, so dass seine Erzählung nicht mehr von Wut und Unterdrückung geschützt wird und durchlässiger werden kann für Emotionen, die weniger in Einklang sind mit seinem Selbst (Ich-synton) und seinem Selbstbild als wütender Held, der sein Leben aufs Spiel setzt, um seinen Kampf zu gewinnen. Zoltan G. war in der Tat ein solcher Held, als er kurz nach dem Krieg nach Palästina ging und im Israelischen Unabhängigkeitskrieg kämpfte. Doch während diese heroische Figur der Wächter der früheren Erzählung zu sein scheint, wird die Erzählung im zweiten Interview von einem alten Mann präsentiert, der fast nur mithilfe dieses Helden auf sich zurücksehen kann. Das soll nicht heißen, dass Zoltan G. schon fast die Kontrolle über seine Figur verloren hat. Im Gegenteil: Mit dem Alter scheint er eine Meisterschaft erreicht zu haben, die eine viel nuanciertere erzählerische Darstellung seiner Vergangenheit als Teil seines Lebens erlaubt. Die heroische Figur hat ihren Anteil an dieser Komplexität, aber ihr gehört die Show nicht mehr allein.

Veränderte Interviewdynamik

Selbstverständlich können narrative Verschiebungen auch durch die Dynamik des Interviews entstehen. Man kann Unterschiede zwischen Interviews mit demselben Interviewten durch unterschiedliche Befragende beobachten. In unserem Fall können die Veränderungen in Befragungen mit ein und demselben Interviewer (Dori Laub)

5 Freud, Anna: The Ego and the Mechanisms of Defense. In: The Writings of Anna Freud, Band II. New York 1966.

vor allem der im Laufe seiner Arbeit mit Zeugenberichten von Holocaust-Überlebenden weiterentwickelten und veränderten Technik zugeschrieben werden. Da die folgenden Absätze einzig auf Laubs Erfahrung beruhen, spricht aus ihnen eine persönliche Stimme.

Auf einer bewussten Ebene freute ich mich sehr auf das Wiedersehen mit den Überlebenden, die ich 25 Jahre zuvor interviewt hatte. Ich scheute keine Mühe, um die früheren Zeugen aufzuspüren. Ich glaubte, dass sich unsere Beziehung weiter fortgesetzt hatte, ja, im Stillen über die Jahre gewachsen war. Zu meiner großen Überraschung bemerkte ich, dass ich vier der acht Überlebenden, die ich noch finden konnte, komplett vergessen hatte, obwohl ich sie wiederholt bei gesellschaftlichen Anlässen, überwiegend bei Gedenkfeiern, getroffen hatte. Und selbst bei denen, an die ich mich erinnerte, hatte ich die Geschichten fast vergessen. Erst als sie zu sprechen begannen, fielen sie mir wieder ein. In einem Fall (Zoltan G.) war mir jedoch nicht einmal bewusst, dass ich den Überlebenden bereits kannte. Ich entdeckte nur durch Zufall (durch den Katalog des Fortunoff Video Archivs⁶) und erst nach unserem Interview im Herbst 2005, dass ich ihn 27 Jahre zuvor interviewt hatte.

Die Erfahrung einer andauernden dialogischen Beziehung, die Aufregung und freudige Erwartung eines Wiedersehens ist ein fester Bestandteil des Prozesses der Zeugenschaft selbst. Einmal in Bewegung gesetzt, entwickelt der Prozess des Bezeugens, des Nachdenkens und der Selbst-Reflexion eine Eigendynamik und gewinnt ein eigenes Leben. Das Wiedersehen mit den Zeugen schien diese Prozesse nicht nur zu steigern, es diente auch dazu, Inventur zu machen und eine Bilanz der bisher erreichten Arbeit zu ziehen. Der Überlebende und ich waren Partner in diesem Prozess. Doch konnte ich bewusst nur für eine gewisse Zeitspanne ein Vehikel für das sein, was sie mir erzählt hatten. Ich musste mich von ihren Geschichten befreien, um in meinem Leben weiter vorangehen zu können. Mein Vergessen war eine Verteidigung, ein Selbstschutz vor dem, was für mich in den Erzählungen der Überlebenden emotional überwältigend war, unfassbar und zutiefst verstörend. Das Vergessen war meine Strategie, mit der ich mich vor einer Aufspaltung meiner selbst schützte.

Die kürzlich durchgeführten Interviews haben meine Vorahnung bestätigt, dass unsere Beziehung auf einer versteckten Ebene fortgeführt worden war. Wenn ich sie auch vergessen hatte, sie hatten mich nicht vergessen. Das Gefühl, einander vertraut zu sein und den Faden wieder aufnehmen zu können, stellte sich sofort wieder ein. Es hatte den Anschein, als hätten wir gestern die Arbeit abgebrochen, als könnten wir erst jetzt ihre Geschichten etwas weiter vorantreiben, ein bisschen tiefer gehen. Auch wenn wir diesmal nicht den Eindruck gewannen, etwas abzuschließen oder fertig zu stellen, wussten wir, dass es für uns beide in aller Wahrscheinlichkeit die letzte Begegnung dieser Art in unserer Lebenszeit sein würde.

Wenn ich mir selbst – dem Interviewenden von vor 25 Jahren – auf dem Band zuhöre, fällt mir auf, wie sehr ich mich in diesen ersten Interviews mitreißen ließ von der Eile, der Heftigkeit, der Unmittelbarkeit der fast dinglich im Raum stehenden Erinnerungsfragmente meiner Interviewpartner. Damals hatte ich keine Fragen, die geholfen hätten, das Tempo ihrer Erzählungen zu drosseln oder die Beschreibung ihrer Erfahrungen zu erweitern oder zu vertiefen. Selbst wenn ich Fragen stelle,

6 Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies (Hg.): 1994: Guide to the Yale University Library Holocaust Video Testimonies (Second Edition). New Haven, Connecticut 1994.

scheinen sie wenig zu bewirken. Das Bombardement ihrer Erinnerung findet in dem Moment statt; ich kann es nicht aufhalten. Ich bin unfähig einzugreifen, bin nicht präsent, weise ihnen keinen sicheren Ort für ihren Zeugenbericht. Allzu oft lasse ich mich von ihrer Empfindung der Unmittelbarkeit der beschriebenen Ereignisse mitreißen. Es gibt Momente der Stille, wenige Ausflüge ins innere Selbst, wenige Enklaven von Selbstreflexion. Ohne es zu wollen – und meinen Absichten als Interviewer zu widerlaufend – verbünde ich mich mit der Verwundung und der Verletzlichkeit des Überlebenden. Beide scheinen wir von den Erinnerungen dermaßen eingeschüchtert, dass keiner lange mit ihnen in Berührung bleiben kann. Ich habe mich auch hetzen lassen, indem ich zu viele Interviews zu schnell hintereinander geplant habe. Es sollte Monate, wenn nicht Jahre dauern, bevor ich einen empathischen Ausgangspunkt in mir selbst gefestigt hatte, von dem aus ich ein Arbeitsbündnis schmiedete, Perspektiven eröffnen und einen Rahmen setzen konnte, in dem Introspektion und Selbstreflexion möglich wurden.

Offensichtlich ist diese Retrospektive durch ein Verständnis des Interviewprozesses angeregt worden, das ich über die Jahrzehnte meiner Arbeit entwickelt habe. Ich musste mir selbst die Position des empathischen Zuhörers schaffen:

„In der Zeugenaussage richtet sich die Erzählung an das Hören: Denn nur wenn der Überlebende weiß, dass er gehört wird, kann er davon ablassen, sich selbst zu hören – und sich selbst zuzuhören.“⁷ In dieser Position eines Anderen, dessen Zuhören den narrativen Prozess erleichtert, habe ich allmählich gelernt, mich als Gefährte auf der gespenstischen Reise der Zeugenaussage zu begreifen, als „jemand, der tatsächlich am Wieder-Erleben und Wieder-Erfahren des Ereignisses teilnimmt“.⁸

Insofern ist die Position des Zuhörers nicht nur eine aufnehmende und passive, sondern vielmehr eine eng eingebundene und aktive. Es ist eine paradoxe Position, weil der Interviewer unaufdringlich anwesend sein muss, das heißt nicht leitend, doch immanent anwesend. In Ermangelung eines besseren Ausdrucks habe ich vorgeschlagen, dass es – aus einem psychoanalytischen Blickwinkel – „ein Bedürfnis nach einer sehr großen libidinalen Investition in der Interviewsituation mit dem Überlebenden gibt: Es ist von so viel Zerstörung die Rede, von so viel Tod, Verlust und Hoffnungslosigkeit, dass es einer Überfülle an Anteilnahme und emotionaler Investition in der Begegnung geben muss, um die bezeugende Erzählung am Leben zu erhalten ...“⁹

Diese anteilnehmende Belastbarkeit des Interviewers, die einen sicheren Ort schafft und eine Situation, in der die Interviewten ihren Erinnerungen erlauben können aufzutauchen, manifestiert sich auf verschiedene Weise: Als mir deutlich wurde, dass Ralph F. sich in seinem letzten Interview nur durch das Verlesen einer schriftlichen Erklärung auf seine Erfahrung unter der deutschen Besatzung im Osten Polens beziehen konnte – es gab Hinweise darauf, dass er seine eigene Exekution überlebt und sich aus einem Massengrab ausgegraben hatte –, versuchte ich, die Erzählung wieder auf festen Boden zu lenken, auf dem Ralph F. sich als Partisan und Soldat behaupten konnte, der schließlich mit der Roten Armee nach Berlin kam. Ich musste den Interviewten in die Sicherheit zurückführen, auch wenn dies einer ausführlicheren

7 Laub, Dori: *Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening*. In: Felman und Laub, a.a.O., 71.

8 Laub, Dori: *An Event without a Witness, Truth, Testimony, and Survival*. In: Felman und Laub, a.a.O., 76.

9 Laub, Dori: *Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening*. In: Felman und Laub, a.a.O., 71.

Erzählung im Wege stand, weil der Interviewte unter der Last seiner Erinnerungen zusammenzubrechen drohte, wenngleich nicht ganz klar wurde, was für eine Last das war.

Ein anderer schwieriger Moment, der meine anteilnehmende Anwesenheit als Interviewer illustriert, tauchte im Interview mit Leon W. für das aktuelle Sklaven- und Zwangsarbeiter Befragungsprojekt auf. Diesmal ging es darum, die Kontinuität des Erzählens in einem Moment aufrecht zu erhalten, in dem sie fast abgebrochen wäre. Mit Abstand die schlimmste Erfahrung war für Leon die Rückkehr nach dem Krieg in seine Vaterstadt Lodz, wo er seine Familie zu finden hoffte. Er wartete vier bis fünf Monate auf ihre Rückkehr. Niemand kam zurück. Während er im ersten Interview die bodenlose Enttäuschung erwähnt hatte und wie er danach einige Jahre durch diverse DP-Lager in Deutschland getrieben sei, ohne die geringste Ahnung, wohin er sich wenden sollte, bricht er im zweiten Interview zusammen: Einen Moment lang packt ihn das Entsetzen beim Betreten der leeren Wohnung seiner Familie. Es überwältigt ihn, und er bricht in Tränen aus. Ich führe das Interview fort, trotz seiner Proteste, er habe genug und sein Körper signalisiere ihm, dass er gehen wolle. Aber ich weiß, dass er auch bleiben und seine Selbstkontrolle wiedergewinnen will. Wenn er jetzt geht, sind wir beide in unseren Bemühungen gescheitert. Wir werden uns beide zerrissen und verlassen fühlen und nicht mehr ein noch aus wissen. Es dauerte einige Minuten, aber er gewann seine Fassung zurück und erzählte eine Weile weiter. Das Interview brachte nicht nur den akuten Schmerz über den Verlust seiner Familie zurück, sondern es ermöglichte Leon W. auch, diesen Schmerz hinter sich zu lassen. Die Fortsetzung der Erzählung wurde durch die anteilnehmende Gegenwart eines empathischen Zuhörers gefördert, der den Schmerz des Interviewten spüren und zugleich die Fähigkeit des Überlebenden stützen konnte, bei seiner Geschichte zu bleiben und sich seiner überwältigenden Vergangenheit nicht auszuliefern. Auf diese Weise hielt der Rahmen seiner Erzählung und brach nicht entzwei, obwohl das Pendel seiner Gefühle dramatisch ausschlug. Diesmal wich Leon W. seinen Erfahrungen und Gefühlen nicht aus. Wenngleich viele der winzigen Details des ersten Interviews sich in den Hintergrund verflüchtigt haben und in seinem zweiten Interview eher vage werden, wird die Kontur der Erzählung viel klarer ausgearbeitet. Die Botschaft, die er vermitteln will, ist deutlich: Er weiß, was Schmerz ist.

Schluss

Zeugenaussagen entstehen als dialogische Form in einem zwischenmenschlichen Prozess – die Erzählung des Überlebenden kann nur in Gegenwart des Zuhörers entstehen. Deswegen ist die Position des Interviewers mit ausschlaggebend für den Erfolg des Interviews; feine Verschiebungen in dieser Position machen einen enormen Unterschied aus. Der Interviewer kann zum unfreiwilligen Komplizen des Interviewten werden, oder er kann sein Gegenpart und Vehikel sein, fähig, die emotionale Stärke zu zeigen, die für die Angst, die Trauer, die Wut und die Erniedrigung gebraucht wird.

In den Zeugenaussagen, die zu verschiedenen Zeitpunkten aufgenommen wurden (verschieden in der Geschichte und in der individuellen Lebenszeit), scheint der Fluss der Erinnerung eine andere Gestalt anzunehmen. Während die ersten Zeugenaussagen krass waren und ihre Intensität aus der Konzentration auf etwas zogen, das vom rest-

lichen Leben des Interviewten isoliert war und abseits stand, entfalten sich die letzten Interviews von einigen Ausnahmen abgesehen mit größerem Detailreichtum und haben eine viel größere Bandbreite an Affekt und Emotion.

Es ist, als nehme die Fähigkeit der Interviewten zur Selbstbeherrschung gegen das Ende ihres Lebens hin stark zu und gestatte sehr viel nuanciertere und reichere Ausprägungen an Komplexität, innerem Konflikt und Widersprüchlichkeit. Wichtige Figuren des eigenen Lebens – Eltern, Freunde, ein geliebter Bruder oder eine geliebte Schwester – werden dreidimensional, werden zu ausgeprägten Persönlichkeiten. Erfahrungen sind kohärent und differenziert. Die Position, aus der heraus Beobachtung und Selbst-Reflexion stattfinden kann, ist beständiger und standfester. Was in den frühen Interviews – für Interviewte und Interviewer – als Ungewissheit auf beiden Seiten darüber begonnen wurde, was man von sich und dem anderen zu erwarten habe, wurde zur Gewissheit und zum Vertrauen an die Kraft des einmal in Gang gesetzten Prozesses der Zeugenaussage.

Neben dem Unterschied, den der Lebensabschnitt des Interviewten für seine Zeugenaussage zu machen schien, muss auch der veränderte historische Kontext, in dem die Interviews stattfanden, in Betracht gezogen werden. Heute ist so viel mehr Wissen von Historikern und anderen Forschern zusammengetragen worden, und es gibt – im Vergleich mit den 1970er und 1980er Jahren – eine erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit in Hinblick auf den Holocaust. In den letzten 25 Jahren ist „der Holocaust“ als historisches Ereignis konzeptualisiert worden. Im Zusammenklang mit einer solchen überwältigenden Erzählung ist es für die Interviewten zunehmend möglich geworden, sich selbst als Überlebende zu verstehen und anzuhören. Die frühen und die vor kurzem durchgeführten Interviews dokumentieren diese Entwicklung, von der ihre Zeugenaussagen zugleich ein Teil waren. Die beiden Interviewserien umklammern einen Prozess, der als Evolution der Zeugenaussage beschrieben werden kann.

Abschließend wollen wir betonen, dass wir neben diesen Verschiebungen und Unterschieden in den Interviews eine beeindruckende narrative Beständigkeit vorgefunden haben. Es traten keine eklatanten Widersprüche auf. Es gab fast keine Hinweise auf ein Verschwimmen der Erinnerung über die Zeit. Es handelte sich eher um zwei im Abstand von mehr als 25 Jahren voneinander erzählte Geschichten mit ungeheuer großen Überschneidungen, die sich ergänzten und zusammengenommen die Erfahrungen noch vollständiger beschrieben. Es scheint, als hätten 25 Jahre Introspektion, des sich selbst und anderen Zuhörens und des Lebens selbst ihre unauslöschlichen Spuren auf den Holocaust-Überlebenden hinterlassen, die den „Zeugenaussagen-Pakt“ eingegangen sind, obwohl er ihnen vielleicht nicht oder kaum hilft, mit ihren Erfahrungen zurechtzukommen.